

GÖTEBORGS UNIVERSITET

Humanistiska fakulteten

Institutionen för språk och litteraturer

Tyska



”Was uns nicht umbringt....”

*Zur literarischen Verarbeitung von Gewalt
in den autobiografischen Romanen
„Das verborgene Wort“ und „Aufbruch“
von Ulla Hahn*

Katja Hellmig

kandidatuppsats vt2010

Handledare: Frank Thomas Grub

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	3
2. Methodisches Vorgehen	4
3. Die Verarbeitung von Gewalterfahrungen in den Romanen Hahns.....	5
3.1. Die Autorin	5
3.2. Thematisierung väterlicher Gewalt – eine Übersicht	5
3.2.1. Explizite Schilderungen	6
3.2.2. Mit den Gewaltszenen assoziierte Textpassagen	10
3.3. Die empathische Annäherung an die Vaterfigur	15
3.4. Autobiografie und Authentizität bei Ulla Hahn	21
4. Schlussbemerkung	23
5. Literaturverzeichnis	24

1 EINLEITUNG

In den 70er Jahren war zu beobachten, dass autobiografisches Schreiben im engeren Sinne zunehmend in Form von sog. „Hassbüchern“ (Holdenried 2000, 254) vollzogen wurde, Texte also, in denen Autoren das problematische Verhältnis zu ihren Eltern auf eine sehr scharfe Weise verarbeiteten. Teilweise geschah das im gesellschaftlichen Klima der Nach-68er, das die Auseinandersetzung mit den Nazi-Verbrechen gebot (z.B. Bernward Vesper: *Die Reise*. 1977; Niklas Frank: *Der Vater: Eine Abrechnung*. 1987), teilweise thematisieren die Bücher die von Hass getragene Beziehung zu den Eltern ohne ausgesprochene politische Motivation (Claire Goll: *Ich verzeihe keinem*. 1978).

Die im ersten Dezennium des 21. Jh.s erschienenen autobiografischen Romane Ulla Hahns folgen einem anderen Paradigma. Einer Kindheit voller Misshandlung ausgesetzt, sagt die Autorin in einem Interview 2009 dennoch:

„Darüber [die Herkunft; K.H.] schreiben aber wollte ich anders als meine Altersgenossen, meist Kinder aus dem Bürgertum, etwa in den Siebzigerjahren. Das war ein ‚Blick zurück im Zorn‘, da wurde mit den Eltern, besonders den Vätern, abgerechnet. Um meinen Blick zurück zu wagen, brauchte ich einen großen zeitlichen Abstand [...] Wichtig auch der räumliche Abstand.“ (Florin 2009)

Ihr Anliegen ist ein anderes als in den „Hassbüchern“:

„Ich wollte niemanden denunzieren, ich wollte nicht mit Hass schreiben, ich wollte auch mit Verständnis für die schreiben, die mich einmal verletzt haben.“ (Britsch 2001)

Von der Hand zu weisen ist jedoch nicht, dass in Hahns Büchern ein autobiografischer Kern steckt, der u.a. wiederholte physische Gewalt einschließt, wie die Autorin selbst erklärt:

„Weitgehend autobiografisch ist das Verhältnis des Mädchens Hildegard zu den Eltern.“ (Schröder 2001)

Wie aber vereint die Autorin ihren Anspruch, ihren Figuren mit Verständnis zu begegnen, mit der Schilderung authentischer, buchstäblich verletzender Erlebnisse? Wie setzt sie ihn literarisch um?

Das zu untersuchen ist Gegenstand dieser Arbeit. Dabei wird insbesondere auf die Beziehung Hildegards zu ihrem Vater als Hauptaggressor fokussiert, also der Person, die die Misshandlungen überwiegend initiiert sowie wesentlich gewalttätiger und über einen längeren Zeitraum agiert als andere Figuren (Großmutter, Mutter).

2 **METHODISCHES VORGEHEN**

Grundlage dieser Arbeit sind die beiden Romane „Das verborgene Wort“ (2001) und „Aufbruch“ (2009) von Ulla Hahn.

Nach einer kurzen Vorstellung der Autorin folgt eine Bestandsaufnahme des Textmaterials, in dem explizit Gewalt des Vaters gegenüber der Heldin im Romanverlauf geschildert werden¹, und eine Analyse seiner Merkmale, z.B. Frequenz, Begleitmotive u.ä. Die Untersuchung berücksichtigt sowohl qualitative als auch quantitative Aspekte. Daher werden sämtliche Textpassagen belegt und in einem Umfang zitiert, der es erlaubt, ihren inhaltlichen Kontext zu erfassen und in der späteren Analyse Bezüge zwischen ihnen herzustellen.

Die aufgelisteten Szenen werden anschließend daraufhin untersucht, wann und in welcher Form sie erzählend oder erwähnend an anderer Stelle aufgegriffen werden. Anschließend wird der Frage nachgegangen, wie die Befunde zu werten sind: Wie und in welchem Umfang offenbart sich in ihnen das Streben der Autorin danach, Verständnis für die Vaterfigur zu wecken?

Ergänzend hierzu werden in einem zweiten Schritt weitere, anders gelagerte Textpassagen untersucht, in denen Ulla Hahn ein ausdrückliches Gegengewicht schafft mittels Szenen, in denen der Vater nicht als gewalttätig in Erscheinung tritt, sondern als Mensch, für den der Leser Empathie oder gar Sympathie entwickeln kann. Es wird untersucht, wie diese Szenen aussehen, in welchem Zusammenhang mit den Gewaltszenen sie stehen und mit welchen literarischen Mitteln die Autorin die Sympathie für den Vater lenkt (Erzählperspektive, Motive, Erzählzeit, Selbst- und Fremdthematization etc.).

Angesichts der literaturwissenschaftlichen Debatte über das Verhältnis von Authentizität und Fiktion in autobiografischen Texten wird abschließend eine Verortung und Bewertung der besprochenen Romane versucht.

¹ Unter Gewalt verstehe ich hier die physische Misshandlung Hildegards bzw. ihres Identifikationsobjektes, der Handtasche. Psychische Misshandlung wie die Benachteiligung gegenüber dem Bruder, ihre Ablehnung als Mädchen u.ä. werden in dieser Arbeit nicht berücksichtigt.

3 DIE VERARBEITUNG VON GEWALTERFAHRUNG IN DEN ROMANEN HAHNS

3.1 Die Autorin

Ulla Hahn, geboren 1946 und im rheinländischen Monheim aufgewachsen, entstammt einem proletarischen, katholischen Milieu. Ungewöhnlich für Frauen ihrer Generation und Herkunft erlangte sie die Hochschulreife und studierte Germanistik. Nach ihrer Tätigkeit als Lehrbeauftragte an verschiedenen Universitäten arbeitete sie als Literaturredakteurin bei Radio Bremen. Ihr literarischer Durchbruch gelang ihr als Lyrikerin mit dem 1981 erschienenen Gedichtband „Herz über Kopf“. Ihr erster Roman „Ein Mann im Haus“ (1991) war wenig erfolgreich, im Gegensatz zu ihrem zweiten epischen Werk „Das verborgene Wort“, das 2001 bei der Deutschen Verlagsanstalt erschien, sich 400.000 mal verkaufte und verfilmt wurde. Im Jahr 2002 erhielt Ulla Hahn für diesen Roman den gerade erst ins Leben gerufenen Deutschen Bücherpreis. Die Fortsetzung „Aufbruch“ erschien im Herbst 2009. Es soll ein weiterer Roman folgen, der die Trilogie vollendet.

Hauptfigur aller drei Romane ist das Mädchen Hildegard Palm, das trotz des bildungsfernen Elternhauses die Sprache für sich entdeckt und sich aus der familiären Enge zu befreien versucht. Ihr Weg ist konfliktreich: Nicht nur die Bildungsschranken in der Bundesrepublik der 50er Jahre behindern sie, sondern auch das Klima in ihrer Familie, von der sie wenig Zuspruch und Ermunterung bekommt und in der nicht zuletzt die körperliche Züchtigung Hildegards vor allem durch den Vater zum Alltag gehört. Dieser letztgenannte Aspekt steht im Fokus der folgenden Untersuchung.

3.2 Thematisierung väterlicher Gewalt – eine Übersicht ²

Die Autorin flicht die Beschreibungen väterlicher Gewalt auf zwei Arten ein:

- Szenen, in denen die Handlungen des Vaters als real stattfindende Ereignisse explizit geschildert werden
- Szenen, in denen auf den misshandelnden Vater Bezug genommen wird in Form von Erinnerungen, Vergleichen, Assoziationen u.ä.

Im folgenden Abschnitt findet sich eine Zusammenstellung von Textpassagen der ersten Kategorie.

3.2.1 Explizite Schilderungen

Aggressionen des Vaters gegenüber der Tochter kommen bis auf eine Ausnahme in der ersten Hälfte von „Das verborgene Wort“ vor.

- | | | |
|-----|---|-----|
| 20 | <p>Der Vater zeigt Bilder mit einer Laterna magica im Kreis der Familie. Nach einem harmonischen Moment (Hildegard³, im Kindergartenalter, darf in einer Muschel das Meer rauschen hören) erschrickt das Mädchen vor einem Bild und schreit.</p> <p><i>„[...] Du blievs hie. Mit einem Ruck setzte mich der Vater zurück auf den Stuhl. Ooje op, Augen auf, befahl er. Seine Hand packte meinen Nacken und drehte meinen Kopf zur Tür. Ich hielt die Augen zugekniffen, zappelte. [...], lieber Gott, mach mich tot! Ooje op, schrie der Vater und schüttelte mein Genick.
[...] Ich hörte sie [die Stimmen der Erwachsenen, K.H.] von ferne wie durch Meeresrauschen, Muschelrauschen. [...]
Esch hall dat Blaach su lang fass, bes et de Ooje opmät. Dat wolle mer doch ens sinn.
[...] Die Wörter waren in mir, ich war die Wörter. [...] Die Wörter waren mächtiger als der, der mich jetzt am Genick hochhob wie ein Karnickel, der mir den Rock hochhob und seine Hand auf meinen Hintern klatschte. [...]
Im Bett kam ich wieder zu mir.“</i></p> | W 1 |
| 23f | <p>H. war beim Abtrocknen eine Sammeltasse kaputt gegangen:</p> <p><i>„Dafür hatte es ein paar an die Backen gegeben von der Mutter [...] und abends noch einmal vom Vater mit dem Stöckchen hinter der Uhr.“</i></p> | W 2 |

² Die Zahlen in der linken Spalte bezeichnen die betreffenden Seiten, die Nummerierung rechts (W für Stellen aus „Das verborgene Wort“, A für „Aufbruch) nehme ich vor, um in der anschließenden Auswertung auf die entsprechenden Passagen leichter verweisen zu können.

³ im Folgenden mit H. abgekürzt.

- Auf S. 38 wird diese Szene rückblickend noch einmal detaillierter geschildert:
- „Abends zerrte mich der Vater am Großvater vorbei ins Wohnzimmer. Die Mutter hob das Röckchen hoch und hielt mich fest. Das Stöckchen sauste vierzehnmal, für jede Scherbe zweimal, einmal für Papa, einmal für Mama.“*
- 25f Der Vater verbrennt im Garten Laub. H. soll am Schauspiel teilhaben, will aber aus Misstrauen lieber mit der geliebten Frau Peps, einer personifizierten Handtasche, weiterspielen: W 3
- „Der Vater riss mir die Tasche von der Brust und warf sie ins Feuer“*
- 31 H. weigert sich, das geschlachtete geliebte Kaninchen zu essen: W 4
- „Mich drückte der Vater nieder [...] Der Braten, das Messer, der plärrende Bruder, die an ihren Fleischbrocken würgende Mutter verschwammen, dann spürte ich die Hand des Vaters nicht länger und glitt bewusstlos unter den Tisch. [...] Ich bekam Hänschen am Sonntag abend wieder vorgesetzt, man tischte mir Hänschen beim Frühstück, Mittag-, Abendessen auf. Ich rührte Hänschen nicht an. Es gab Hänschen am Montag, am Dienstag. Vergeblich. Am Mittwoch gab es Prügel. Nachmittags fiel ich im Kindergarten um.“*
- 55 Zur Einschulung erhält H. von den Familienmitgliedern Geschenke: W 5
- „Abends zeigte mir der Vater das neue Stöckchen hinter der Uhr. Es war mit mir gewachsen. Mindestens doppelt so dick wie die Schilfrohrstöckchen aus der Kindergartenzeit, die alle paar Monate auf den Sonntagsspaziergängen mit den Eltern erneuert worden waren. Das neue Stöckchen war aus Holz und himmelblau bemalt. Es et nit schön? Lachte der Vater und balancierte das Stöckchen senkrecht auf der Handfläche. Doför bes de jitz alt jenuch. Er hieb ein paarmal in die Luft. Es sauste. Paß op, dat de Färv nit affjeht.“*
- 79 Von einem Kinderfest in einer reichen Familie lässt H. ein Gebetbuch mitgehen, das von der Mutter entdeckt wird: W 6
- „Der Vater reckte sich, langte hinter die Uhr und holte das blaue Stöckchen hervor. Wog es in der rechten, das Buch in der linken Hand. [...] Kaum aber hatte der Vater [...] zu schlagen begonnen, als ich zu brüllen anfing: Tante, Egon, Sapper, Mentem, Vreni, Rebock, Cerberum. Alles, was ich mir eingepägt hatte.“*
- 136 Zu Ostern, kurz vorm Übergang auf die Mittelschule, verteilt H. als „Opfer“ für ihren kranken Großvater ihre Süßigkeiten unter den anderen Kindern: W 7
- „Abends gab es das blaue Stöckchen hinter der Uhr. War das Opfer fehlgeschlagen, half dem Großvater vielleicht mein Martyrium [...]“*

- 166 Statt der gewünschten Geige erhält H. ein Akkordeon, das sie enttäuscht und traurig ablehnt:
„Der Vater ergriff meine Hände, steckte sie in die Schlaufen, riß mir die Arme auseinander [...] und schob sie wieder zusammen. [...] Ich tat einen Satz nach vorn. Der Vater hielt meine Arme fest. Meine rechte Schulter knackte, Schmerz durchzuckte das Gelenk. Der Arm ließ sich nicht mehr bewegen, leicht angewinkelt und nach hinten gebogen tat er am wenigsten weh.“
- 174/176 Die Erfolge auf dem Instrument sollen dem Spender, dem Stiefvater des Vaters, vorgeführt werden. H. ist nervös und verspielt sich:
„Der Vater drückte mir die Hand auf den Kopf. Von vorn. Es gelang nicht [...] Jedesmal stauchte mir der Vater den Kopf ein Stück tiefer zwischen die Schultern. [...] An diesem Abend zog der Vater zum ersten Mal den Gürtel aus der Hose: Du jehs ju jitz op de Meddelscholl.“
- 184 H. beginnt zu Hause hochdeutsch zu sprechen und widerspricht ihrem Vater. Es heiße „nein“ statt „nä“:
„Denk jo net, dat de jet Besseres bes. Janix bes de, janix! Erschrocken griff ich mit der linken nach der rechten Hand. Ja, ich war noch da. So mich mit mir unklammernd, mich in meinem Körper erdend, hob ich ab. [...] Nä, rief ich, Nä, als der Vater das Stöckchen hinter der Uhr hervorholte. Zu spät.“
- 188f H. legt aus Buchstabennudeln Wörter auf dem Tellerrand zusammen,
„[...] als mich die Hand des Vaters im Nacken traf. [...] Seine Hand in meinem Nacken umspannt meinen Nacken, umschließt meinen Hals, ich schnappe nach Luft, die Hand drückt den Kopf nach unten, [...] da ist die Suppe, [...] da sind die Buchstaben und da ist mein Gesicht, [...] da ist mein Gesicht in der Suppe, heiße Suppe [...] Brandblasen gab es nicht. Aber rote Flecken auf Wangen und Nase von erweiterten Gefäßen. Lebenslänglich.“
- 237 H. liest im Wohnzimmer der Familie laut Schiller, als unerwartet der Vater hereinkommt:
„Ich rutschte vom Sofa, wollte mich an ihm vorbeidrücken, als er den Gürtel schon aus der Hose gezogen hatte und auf meine Hand mit dem Reclamheftchen pfeifen ließ.“

Wenige Seiten später werden die vorerst letzten Misshandlungen erwähnt:

- 259 *„Er schlug mich nicht mehr. Begnügte sich damit, mir die Arme auf den Rücken zu drehen oder meine Hände zu quetschen und mich dabei so weit vom Leib zu halten, dass ich ihn mit den Füßen nicht erreichen konnte. So standen wir Auge in Auge, bis ich vor Schmerz in die Knie ging.“*

Die Gewalt eskaliert noch einmal, als der Vater von Hillas Misserfolg auf der Berufsschule erfährt. Er zerstört gewaltsam und rücksichtslos H.'s wertvolle Zahnsperre, eine Szene, die über vier Seiten geht:

- 549- *„Mit der freien Hand packte der Vater mich im Nacken, drückte zu: Die Klammere eruss. Er presste seinen Unterleib gegen en meinen, umklammerte mit der Rechten meinen Nacken, griff mir mit der Linken unters Kinn und quetschte meinen Unterkiefer zusammen. Die Kiefer sprangen auseinander, ich schrie vor Schmerzen, [...] Papa, flehte ich. [...] Papa, hatte ich gerufen, wenn er sich dem Schrank zugewandt hatte, dem blauen Stöckchen hinter der Uhr. Sein Gesicht konnte ich nicht sehen, aber den Geruch erkannte ich wieder [...] Jedesmal hatte er nach dem Stöckchen gegriffen, wenn ich Papa! gerufen hatte, wenn sein Geruch auf mich eingedrungen war, ein Bote der Schmerzen. [...] Der Vater bog mir die Faust auf und presste die scharfkantigen Trümmer hinein. Als ich wieder zu mir kam, schwebten die Gesichter der Mutter und Großmutter über mir. [...] Ich wollte nicht mehr, ich konnte nicht mehr. [...] Warum kriegte ich meine rechte Hand nicht auseinander? Warum schmerzte sie wie von tiefen Schnitten?“* W 14

Bei den genannten Textpassagen fallen einige Besonderheiten auf:

Die Anlässe der Züchtigungen sind ausschließlich natürliche kindliche Gefühle und Nöte (W1; W3; W4; W8; W9, W14), gute Absichten der Romanheldin (W2; W7) oder ihr Bildungshunger (W5; W6; W10; W11; W12).

An dieser Aufzählung ist schon zu erkennen, dass das Thema Bildung im Verlaufe des Buches auch in der Auseinandersetzung mit dem Vater mehr und mehr Bedeutung erlangt.

Während in den ersten der zitierten Textstellen der Vater als Täter sehr eindeutig benannt und beschrieben wird, folgen zunehmend mehr Passagen, wo die Züchtigung nur angedeutet (W7; W9; W10) oder damit gedroht wird (W5).

Einige mehrfach wiederkehrende Elemente sind in besonderer Weise mit der Gewalterfahrung verknüpft und werden, wie zu zeigen sein wird, als immer wieder auftauchendes Motiv verarbeitet:

- das „Stöckchen hinter der Uhr“ bzw. der Gürtel
- der Nacken als bevorzugte Angriffsstelle
- der Geruch des Vaters

In mehreren der geschilderten Gewaltsituationen erlebt Hildegard eine Trennung von Körper und Kopf. Sie nimmt die Vorgänge nur schemenhaft wahr (W1; W8), flüchtet sich in Scheinwelten (W10) oder wird bewusstlos (W4; W14). In anderen Passagen stellt die Sprache eine innerpsychische Schutzstrategie dar (W1; W6).

Die genannten Punkte können Orientierung bei der Untersuchung der Textpassagen geben, in denen lediglich Verbindungen zu den eben genannten Szenen hergestellt werden, in denen also der Aggressor Vater im außerfamiliären Kontext thematisiert wird.

3.2.2 Mit den Gewaltszenen assoziierte Textpassagen

Auf die Gewalterfahrungen wird an folgenden Textstellen erwähnend Bezug genommen:

In „Das verborgene Wort“:

- | | | |
|-----|--|------|
| 27f | Im katholischen Kindergarten denkt H. über Gott nach:
<i>„Diesem Gott ging man am besten aus dem Weg. Machte sich unsichtbar wie vor dem Vater; der Altstraßengott war ebenso unberechenbar, launisch, jähzornig, unzuverlässig.“</i> | W 15 |
| 65 | H. übt mit einem Heiligenbuch das Lesen:
<i>„War der irdische Vater, der mit den harten Händen, dem Stöckchen hinter der Uhr, dem Hosengürtel aus Leder und Stahl, diesem Gottvater im Himmel, der zusah, wie seine Kinder von Pfeilen durchlöchert, von Löwen zernagt, gerädert, gevierteilt, zerfetzt wurden, nicht zum Verwechseln ähnlich?“</i> | W 16 |
| 130 | H. wird von ihrem Lehrer gezüchtigt:
<i>„Der Lehrer benutzte, anders als der Vater, der vornehmlich die Handballen einsetzte, die ganze Handfläche, alle fünf Finger, gestreckt und leicht gespreizt.“</i> | W 17 |
| 141 | Ihre erste Kommunion wird gefeiert:
<i>„Bis auf den Schrank mit dem Stöckchen hinter der Uhr war das Wohnzimmer ausgeräumt.“</i> | W 18 |
| 434 | H. geht mit ihrer Freundin Doris spazieren:
<i>„Wir erzählten uns, wovor wir uns fürchteten. Kapuzenmänner, Skelette, Monster und Bestien log ich. Vom Vater kein Wort.“</i> | W 19 |
| 439 | Von Doris wird H. missbraucht und zum Petting genötigt:
<i>„Doris hielt meine Hand in ihrem Griff, hart wie die Hand des Vaters, wenn er mich ins Zimmer schleppte zum blauen Stöckchen hinter der Uhr.“</i> | W 20 |

- 458 H. wird auf der Kirmes von einem Mann bedrängt, zu dem sie halbherzig Nähe suchte: W 21
„Junge Menschen brauchen Liiiebe’, quiekte die Frauenstimme von der Raupe bis hinter die Spielbuden, wo der Hölldorfer meine Arme umklammerte, so wie der Vater, wenn ich als Kind nicht parieren wollte.“
- 514 In Abwehr gegen das Maschineschreiben in ihrer Ausbildung zur Bürokraft reflektiert H. über das Schreiben von Hand: W 22
„Den Körper verlängern in der Schrift.; sein Innerstes nach außen kehren. Gedanken sichtbar machen. Mich sichtbar machen. Mich schreiben, mich befestigen. Ding-fest machen. Meine Hand auf dem Papier sagte mir: Du musst ja nicht weinen. Fürchte dich nicht! Nicht die Hand des Vaters, nicht die Augen der Mutter tun dir weh. Du bist richtig, sagte die Hand. Solange du schreibst, bist du nicht allein.“
- 535f H. muss ihr mangelhaftes Können in Stenographie der gefürchteten Vorgesetzten offenbaren: W 23
„[...] ich versuchte, mich aufzuspalten in Körper und Kopf, ‚nun armes Herz sei nicht bang’, Kopffinnen und Kopfaußen, wie damals, als der Vater mich hatte zwingen wollen, ich bin klein, mein Herz ist rein’, die abscheuliche Heidenfratze anzusehen [...] Durch ein fernes, immer stärker werdendes Brausen drang ihre Stimme zu mir. So hatte die Muschel gerauscht, die der Vater mir vor Jahren ans Ohr gehalten hatte, ehe er mich würgte.““
- 597/599 Ein ersehntes Treffen mit H.’s Jugendliebe verläuft überraschend roh: W 24
„In Panik riß ich die Augen auf. War das wirklich Sigismund und kein anderer, dessen Knie mir die Beine zu spreizen versuchte, der mich übers Kreuz bog, bis ich das Gleichgewicht zu verlieren drohte. Sigismund roch wie der Vater, wenn er das Stöckchen hinter der Uhr hervorgeholt, als er die Klammern zerquetscht hatte. Auch seine Augen hatten denselben Ausdruck, sahen mich an, aber meinten nicht mich, sahen durch mich hindurch, dahin, wo sie sich selbst verloren, endlich einmal loskamen von sich selbst. [...] Mich brauchte er nur, um diesem Namenlosem zu willfahren, wie der Vater kein ‚Papa!’ mehr hatte gelten lassen, kein ‚IchbinkleinmeinHerzistrein’, wenn es ihn überkam. [...] Stumm saßen wir nebeneinander, und ich wartete, wie ich als Kind nach den Schlägen gewartet hatte, bis der Kopf sich wieder sicher wusste, wahrnahm, dass der Körper es überstanden hatte, die Gefahr vorüber war und das Fleisch sich wieder beseelte. [...] Bis übermorgen, sagte er, ehe er davonfuhr, wieder hier. Es war keine Bitte. Es war ein Befehl. Das blaue Stöckchen hinter der Uhr.“
- 618 Zwei ehemalige Lehrer und der Pastor besuchen den Vater, um sich für ihre gymnasiale Ausbildung einzusetzen: W 25
„Rosenbaum saß vor dem Schrank mit der Standuhr von der Kirmes, mit dem Stöckchen hinter der Uhr.“

In „Aufbruch“:

- 98 H. besucht eine Klassenkameradin aus ähnlich ärmlichen Verhältnissen und entdeckt Bücher hinter dem Glas einer Schrankwand: A 1
„»Warte« sagte sie, »hier ist der Schlüssel.« Astrid griff hinter die Uhr, ähnlich der unseren, nur aus Plastik, so, wie vor Jahren der Vater nach dem Stöckchen hinter der Uhr gegriffen hatte.“
- 235 Von einer sich anbahnenden Beziehung mit dem Sohn des Zahnarztes, der H. einst die Zahnspange verschrieb, nimmt sie Abstand: A 2
„Nachts verstrickten mich wirre Bilder in einen unruhigen Schlaf. Das Pferd mit Sattel und Säbel, den leeren Stiefeln, Tortenheber kreisend überm Gebäck unter den Trommelwirbeln des Trauerzugs, meine Zahnspange in der Faust des Vaters, der doch mein Papa war, trotz allem. Und kein Pahpaah.“
- 317f Nach einer Vergewaltigung, die sie den Eltern verschweigt, versucht H. sich im Wohnzimmer zu erholen, als sie von einem Wachtraum überrollt wird: A 3
„Doch dann kam der Vater und sagte, er wisse alles, und die Mutter sagte, sie habe alles dem Vater gesagt. Schande hätte ich über mich und die ganze Familie gebracht, und ich solle mir ja nicht einfallen lassen, die Sache irgendwem zu stecken. Ich erwiderte, dass ich keine Sekunde länger hierbleiben wolle, aber da war der Vater schon über mir, ich versuchte, mich loszureißen, aber er hielt mich gepackt [...]. Er sah mich an mit Augen voller Hass, ich riss, zerrte, wollte weg von diesen Augen, diesen Händen, dieser Schande, »Schande«, schrien jetzt Vater und Mutter aus einem Munde, und der Vater schlug zu. Ich schlug zurück. »Dräcksää!«, schrie ich, und er schrie: »Schamm disch!«, und drosch auf mich ein, und ich schlug zurück mit aller Kraft. Jeden Schlag gab ich ihm zurück. Ich hatte Angst, er würde mich umbringen; aber ich wusste, gäbe ich auf, würde ich anfangen zu weinen und er hätte recht und die Lichtung hätte recht.“
- 350 Unter den Nachwirkungen der Vergewaltigung wird H. in der Schule bewusstlos und von einem Lehrer nach Hause gebracht: A 4
„Ich ließ die Augen zufallen, hörte, wie die Tür hinter den beiden zuklinkte. Müde, so müde. Vom Schrank herab tickte die Uhr, die einstmals das blaue Stöckchen verborgen hatte [...], ich wünschte [...], ich könnte hier liegen bleiben für immer, schweigend, allein, namenlos werden, ohne mich werden, mich verlieren, jemand ohne Sinn, niemand oder jemand gleich null.“
- 368 In der gefürchteten Mathematikprüfung wird H. vom Oberschulrat geprüft: A 5
„Juchten, Pinie und Moschus lagen wie eine Glasur über dem Körper des Prüfers, eine dünne Glasur mit feinen Sprüngen, durch die es bitterstreng aufstieg, ranzig und roh, wie es vor Jahren aus der Haut des Vaters getrieben war, bevor er nach seinem Gürtel gegriffen hatte.“

438f An der Universität wird H. durch das Selbstbewusstsein der Studenten aus Mittel- und Oberschicht verunsichert:

„Hätte ich es mit Menschen zu tun gehabt wie in der Schule du vormals in der Familie, als der Vater noch den Gürtel aus der Schlaufe gezogen und die Mutter »Josäff!« geschrien hatte, bevor das Leder aufs Fleisch traf, ich hätte mich wehren können [...]. Etwas Wirkliches wäre das gewesen, wenn auch noch so unerträglich, ein bestimmter Mensch, der mir etwas Wirkliches zufügte, dem ich etwas Handfestes hätte zufügen können. Ich aber fühlte mich gefangen in einem Geflecht unpersönlicher Umstände [...], in dem alle ihren Platz hatten, nur ich nicht. [...] Mit Blaulicht und Sirene brachte mich der Malteser Hilfsdienst in der letzten Woche des Semesters nach Hause. [...] »Umgefallen. Aus heiterem Himmel.«“

Um ihr heimlich geerbtes Geld für einen Umzug in die Universitätsstadt zukommen zu lassen (eine Szene versuchter Versöhnung), lädt der Vater H. auf einen Spaziergang ein, dessen Darstellung durchsetzt ist von störenden Erinnerungen:

447 Der Vater bietet H. Salmiakpastillen an:

„»Lieber nit.« Die schwarzen Perlen, immer weich, verklumpt, waren mir seit Kindertagen verhasst. Nie hatte der Vater zum Stöckchen gegriffen, ohne sich vorher eine dieser Perlen zuzustecken.“

Während der gesamten Szene (der Vater erzählt zum ersten Mal aus seiner Kindheit und erfahrenen Verletzungen) spielt er mit einem Stöckchen:

454 *„[Er] blieb noch einmal stehen und brach einen Zweig aus einer Weide. Schwang das Stöckchen überm Kopf im Takt seines Pfeifens, lustig wippte die Weidengerte überm Hut.“*

460 *„»Weißt du denn, warum dat Schilf niemals still is?«, brach es aus mir heraus. [...] »Nä«, knurrte der Vater und zischte das Weidenstöckchen ans Hosenbein.*

462 *„»Dat de aber auch nix dä Mama sachst. [...] Un auch dem Betram nit « Der Vater warf das lustige Stöckchen, das er auf dem ganzen Weg mit sich getragen hatte, in den Rinnstein.“*

499 H. hat von ihrem Vater ein Sparbuch mit 1000,-DM bekommen:

„[...] ich hoffte auf ein Zeichen vom Vater. Vergeblich. Ich fühlte mich wie ein Doppelagent. Im Teller schwammen Buchstabennudeln. D-a-n-k-e hätte ich gern zusammengefischt.“

Eine genauere Blick auf diese Textpassagen zeigt, dass eine ausdrückliche Wertung des väterlichen Verhaltens durch H. nur am Anfang von „Das verborgene Wort“ vorkommt (W15, W16). Alle nachfolgenden Stellen (und in „Aufbruch“ dann ohne Ausnahme) sind gleichsam allegorische Bezüge zum furchteinflößenden Vater und dessen Attributen. Er bekommt dadurch eine Art Omnipräsenz, prägend für H.´s Leben. Beispielsweise widersetzt sie sich kaum

dem Missbrauch durch andere ihr nahestehende Menschen (W 20, W 24). Dass dies auf eine problematische Vaterbeziehung zurückgeführt werden kann, legt eine andere Textstelle in „Das verborgene Wort“ nahe:

“Wat is dat, hörisch, fragte ich. Dann musst du jehorsche, ob de wells oder nit, sagte Cousine Hanni. Gehorchen, ohne zu wollen. Das war allerdings ein Martyrium. Dann bin isch dem Papa hörisch.“ (143f)

Die gewaltsymbolisierenden Elemente, besonders das Stöckchen, tauchen motivartig immer wieder auf (W16, W18, W20, W24, W25, A1, A4, A7). Das Stöckchen ist nur an einer einzigen Stelle von seiner Rolle befreit: Am Ende von „Aufbruch“ (A7), wo es, in einer Reihe mit Worten wie „Pfeifen“, „lustig“, die Szene begleitet, in der der Vater H. finanzielle Hilfe zugunsten ihrer Ausbildung anbietet, die er ihr zuvor verweigerte.

Nach dem bisher Gesagten könnte man annehmen, dass die Autorin ihrem Anspruch, die Figuren bzw. ihren authentischen Vorbildern mit Liebe und Verständnis zu begegnen, kaum gerecht wird: Die Gewalterfahrung ist der Romanheldin psychisch dauerhaft präsent (s.o.), sie empfindet Hass- und Wutgefühle für den Vater seit früher Kindheit:

„Dat he, sagte der Großvater und bückte sich, es ene Wootsteen. Ein Wutstein. Schön sin se nit. Ävver nötzlich. So lange anschauen müsse man solch einen Stein, sagte der Großvater, bis das Gesicht desjenigen erscheine, auf den man eine Mordswut habe. Un dann, der Großvater holte weit aus, schmüß mer dä Stehen met däm Kopp en dä Rhing. Dat det jut. Probier ens. Söök dir ene Steen. Nur sekundenlang hielt ich den Stein, ein Stück schwarzer, poröser Schlacke, in der Hand. Dann verschwand der Kopf des Vaters im Rhein.“ (Hahn 2001, 22)

An einer Stelle (W11) verlässt die Autorin sogar die personale Erzählperspektive. Wird ansonsten der Werdegang des Mädchens Hildegard aus deren Sicht erzählt, so tritt hier die Autorin heraus und greift antizipierend (auf ihr eigenes Leben) vor: „Lebenslänglich“ bleiben die Spuren der Misshandlung bestehen. In einem Interview dazu befragt, sagt die Autorin:

„Das konnte ich mir nicht verkneifen.“ (Hage 2001)

Würde jedoch die Autorin den Schilderungen von Gewalterfahrungen die Schärfe nehmen und ihre Nachhaltigkeit aufweichen, so wäre wohl auch die Entwicklung von Verständnis für den Vater wenig glaubwürdig bzw. gar nicht notwendig. Das Schonungslose ist also einerseits

- Zeichen für Authentizität

„Ich verstehe meine Eltern und die Wurzeln ihres Handelns inzwischen“, sagt sie [Ulla Hahn, K.H]. „Doch was sie dem Kind angetan haben, kann ich ihnen nicht verzeihen.“ (Pluwatsch 2001)

- aber andererseits auch literarische Notwendigkeit.

Auf die Frage, ob sie mit ihren inzwischen verstorbenen Eltern milder wird, antwortet die Autorin in einem Interview:

„Ja, aber man muss dagegen angehen, wenn man Erinnerungen aufnimmt. Ich bin doch heute in meinem Bewusstsein viel weiter als meine Heldin im Buch! Ich habe mich durch die Arbeit an den Büchern zum Verzeihen geschrieben, darf das aber Hilla nicht fühlen lassen.“ (von Festenberg 2009)

Wie äußert sich also der Versuch der Autorin, mehr zu schildern als *„nur eine harte Kindheit im Rheinland [...], und das ist dann Literatur.“* (Pluwatsch 2001) ?

3.3 Die empathische Annäherung an die Vaterfigur

„Wie viele Seiten hat ein jedes Ding, hatten wir als Kind den Großvater gefragt. So viele, wie wir Blicke für sie haben, war seine Antwort gewesen. Und bei Menschen war das nicht anders. Im Guten und im Bösen.“ (Hahn 2009, 496)

So das Fazit der Romanheldin gegen Ende des zweiten Romans „Aufbruch“, eine programmatische Zusammenfassung für das Vorgehen der Autorin, der Komplexität der Figuren, auch des Vaters, gerecht zu werden: In der gewählten personalen Erzählperspektive wird er immer wieder neu einer Wahrnehmung durch die Augen Hillas hindurch unterzogen, die ihrerseits reift und an Lebenserfahrung gewinnt.

Im Verlauf der Bücher werden Persönlichkeitsanteile des Vaters gezeigt, die man im positiven Sinn als väterlich bezeichnen kann, die Mitleid wecken oder Sympathie.

Wie Hilla deren Wahrnehmung verarbeitet, verändert sich mit deren fortschreitendem Alter:

„Das verborgene Wort“:

- *Kindergartenzeit:*

Der Vater wird als allmächtig erlebt und seine Zuwendung als beseelend. Das Erzähltempo ist sehr gedehnt:

„Heiden, sagte die Großmutter unbeeindruckt, [...] mach weiter. [...]. Aber der Vater ließ die Glasscheibe stehen, langte die Muschel vom Wohnzimmerschrank und legte sie mir in die Hand. Schon oft hatte ich um diese Herrlichkeit gebettelt, dieses weiß-bräunlich gekantete Schneckenhaus, dieses verschnörkelte Sahnehäubchen. Immer hatte der Vater

gesagt: Dat mä's de nur kapott, und mir das Stück vor die Augen gehalten, kurz, aber lang genug, um mich vor Sehnsucht zum Weinen zu bringen. Nun hielt ich die Muschel in der Hand. [...]

Su, sagte der Vater du griff nach der Muschel. Mit ungewöhnlicher Sanftheit nahm er sie mir aus der Hand und hielt sie an mein Ohr. Su, sagte er wieder, hal se fass.

Ich umklammerte die Muschel mit beiden Händen.

Hü's de? Fragte er. Dat is dat Meer.“ (Hahn 2001, 19)

Kurz darauf ist H. einem seiner Wutanfälle ausgesetzt. (W1)

○ *Grundschulzeit und frühe Jugend*

Werden Zeichen von Zuwendung seitens des Vaters erwähnt, so geschieht dies stilistisch eher in Form einer Feststellung als einer Schilderung: Die entsprechenden Passagen sind äußerst kurz und enthalten bestenfalls einen knappen Kommentar. Das Erzähltempo ist sehr gerafft. Dadurch erscheinen die wohlwollenden Handlungen des Vaters, die meist seinem Jähzorn folgen, wie eine zu vernachlässigende Wiedergutmachung, bestenfalls wie etwas Verwirrendes, das H. nicht einordnen kann:

- Am Tag nach der Verbrennung durch die heiße Suppe (W11):

„Kumm, Heldejaad, sagte er. Ja, er nannte mich wirklich beim Namen. Mach dat Booch zo.

Dann brachte er mir das Fahrradfahren bei.“ (Hahn 2001, 189)

- Nach den Schlägen wegen der Schiller-Lektüre (W12):

„Nach dem Auftritt im Wohnzimmer hatte der Vater den Verschlag leergeräumt und eine Tisch und einen Stuhl für mich hingestellt.“ (Hahn 2001, 240)

○ *Frühe Jugend bis Abbruch der Berufsausbildung*

Die Machtverhältnisse zwischen H. und dem Vater verschieben sich zugunsten H.'s vor dem Hintergrund ihrer zunehmenden Bildung.

„Pig, schrie ich ihm entgegen. A pig. Is it a pig? It is a pig. [...] A pig, a pig, a big, big pig. Ohne von mir Notiz zu nehmen, lief der Vater mit versteinertem Gesicht zu seinen Werkzeugen und schlug die Tür hinter sich zu. Warum klopfte mir das Herz bis in den Hals? Nicht nur pig, jedes neue Wort schrie ich ihm entgegen, und das Herzklopfen nahm kein Ende. Verkroch er sich im Stall, gellte ich ihm von draußen mein tägliches Pensum in die Ohren [...]“ (Hahn 2001, 178)

Kostete H. hier noch selbstzentriert ihre Überlegenheit aus, setzt sie sich beim nächsten Kräftemessen erstmals mit den weichen, schwachen Seiten des Vaters auseinander:

„Ich sprang hoch und riss mit leichter Verbeugung vor dem Vater das Gartentor auf [...]: ‚So seid Ihr es denn ganz und gar, mein Vater?‘ ‚Mein Vater‘, sagte ich. Zum ersten Mal: ‚Mein Vater‘. Zu diesem Mann, der müde, hungrig, verschwitzt, im verschmierten Drillich aus der Fabrik kam. ‚So seid Ihr es denn ganz und gar, mein Vater?‘ Wegen des verkürzten Beines konnte er nur mühsam absteigen. [...]

Mit zusammengezogenen Augenbrauen, malmendem Kiefer hörte der Vater zu: ‚Ihr atmet Wand an Wand mit ihr und eilt nicht, Eure Hilla zu umarmen? [...]

Josäff!

[...] *Die Mutter. Wir schrakten zusammen, zwei Ertappte. Ich hatte ‚mein Vater‘ gesagt, und der Vater hatte mir zugehört, länger als jemals zuvor. [...] Esch ben mööd, Kenk, sagte der Vater zu mir. Sekundenlang blickten seine Augen in meine, ehe die scharfe Falte zwischen den Brauen seinen Blick wieder vor mir verbarg. Schutzlos und wehrlos, preisgegeben, , beinah hilfsbedürftig hatte dieses Esch ben mööd geklungen. Hatte dieser Vater nicht auch gesagt: ‚Mein Kind. Mein liebes Kind?‘ Nur in einer anderen Sprache?“ (Hahn 2001, 208)*

Die Phrase „*Esch ben mööd*“ taucht in „Das verborgende Wort“ noch einmal auf, als der Machtkampf um H.'s Ausbildung zu ihren Gunsten entschieden wird und sie auf das Aufbaugymnasium gehen darf. Zwei Lehrer und der Pastor sitzen zwischen (!) der Uhr mit dem Stöckchen und dem Vater (ihn damit gleichsam entmachtend), um für H. Partei zu ergreifen:

„Mohren klopfte neben sich. Ich setzte mich zu ihm. Saß nun mit den drei Männern dem Vater gegenüber. Ich war bei ihnen, in ihrem Wir. Der Vater war allein. [...] Jojo, ließ sich endlich auch der Vater vernehmen. Et is ald spät. Esch ben möd. Er nickte den drei Männern zu, drückte sich an den Frauen vorbei, an mir. Er sah mich nicht an. Ihn zu berühren, ihm zu danken, ich wagte es nicht.“ (Hahn 2001, 618f)

Die Fremdthematisierung des Vaters erfolgt in den genannten drei Textstellen mittels einer Wortwahl, die Defensivität und Schwäche ausdrückt: „*verkriechen*“, „*sich vorbei drücken*“, „*versteinert*“, „*mühsam*“ etc. und nicht zuletzt „*müde*“.

○ *Ende der Realschulzeit*

H. entdeckt einen „anderen Vater“, als dieser durch einen Lottogewinn kurzzeitig der Mittellosigkeit entkommt und mit ihr („*Es war sein Einfall.*“ Hahn 2001, 484) nach Köln fährt, wo er ihr u.a. Kleider kauft.

Erstmals werden hier durch die Heldin Fragen zum Vater formuliert:

„Was interessierte ihn überhaupt?“ (Hahn 2001, 485)

Gleichzeitig führt das Erlebnis in Köln dazu, dass sie über den Einfluss von Geld auf das Wesen des Vaters reflektiert:

„Wörter hatten den Vater nicht verwandeln können. Aber Geld. Geld war eine wunderbare Sache. Es machte, dass der Vater mit mir sprach wie ein Vater. Es machte, dass der Vater aus mir eine Tochter machte. Seine Tochter. Geld machte aus dem Vater einen Vater.“ (Hahn 2001, 496)

Im Roman „Aufbruch“ taucht später eine ähnliche Situation anlässlich einer Erbschaft auf. Beiden Szenen widmet die Autorin mehrere Seiten ausführlicher Schilderung sowohl der Ereignisse als auch der starken Introspektion der Heldin.

Vor dem Hintergrund solcher Erfahrungen entwickelt H. einen, wenn auch halbherzigen Klassenstolz und somit eine Teilidentifikation mit dem Vater, die v.a. im zweiten Roman „Aufbruch“ zum Tragen kommt:

„Aufbruch“:

- *Gymnasium*

Die Heldin bezeichnet sich selbst recht redundant als „*Kenk von nem Prolete*“.

Ein extrem konfliktbeladenes Objekt (die vom Vater finanzierte ersehnte Zahnsperre und deren spätere gewaltsame Zerstörung durch ihn selbst) verändert in diesem Zeitabschnitt sein Rolle und taucht als Motiv in Passagen auf, wo sich H. mit dem Vater und seinem Milieu solidarisiert. Es handelt sich hierbei zum einen um

- das Ende der Beziehung zum Millionärssohn Godehard nach dessen

Besuch bei H.'s Familie:

„Der Vater. Stapfte herein, im Blaumann, die Füße in Blotschen, und streckte Godehard die erdverschmierte Hand entgegen, die dieser ergriff, drückte; sein Zögern kaum sichtbar, doch sichtbar genug für mich.“

[Nachdem H. und Godehard das Haus verlassen haben:]

„Das Haus!“, stieß er hervor. „Ein Loch.“

Da begriff ich: Er meinte die Altstraße 2, und ich fühlte, dass ich mich zusammenrollte wie ein vergilbtes Blatt.

„Komm, weg hier“, sagte er und zog mich mit sich. „Ich hol dich da raus. Und dann kriegst du auch endlich eine Zahnklammer.“ [...]

„Loch.“ Das hätte er nicht sagen dürfen.“ (Hahn 2009, 154, 156)

- zum anderen um die Begegnung mit dem Sohn des einstigen Schulzahnarztes und seinem Mittelschicht-Milieu, dessen gehobene Aussprache H. persifliert, während sie sich gleichzeitig zu ihrem Vater bekennt:

„Nachts verstrickten mich wirre Bilder in einen unruhigen Schlaf. [...] Tortenheber kreisend überm Gebäck unter den Trommelwirbeln des Trauerzugs, meine Zahnsperre in der Faust des Vaters, der doch mein Pappa war, trotz allem. Und kein Pahpaah.“ (Hahn 2009, 235)

Ferner wird ein weiteres Stilmittel aus dem ersten Roman aufgegriffen, nämlich die Fragen, die sich H. selbst bzgl. des Vaters stellt und die dadurch seine Vielschichtigkeit und die Existenz einer Geschichte ahnen lassen:

„*Du, Bertram [H.'s Bruder; K.H.], hast du den schon mal lachen sehen?* ‚Hä?‘, machte Bertram.
 ‚Lachen‘, wiederholte ich, *so wie andere Männer. Onkel Schäng oder Onkel Hermann, wenn die sich von früher erzählen und die Oma ihren aufgesetzten rausholt.* ‚Lachen? Dä Papa?‘ Pause Dann, mit Bestimmtheit: *Nein. Nie! Hab ich nie drüber nachgedacht.*“ (Hahn 2009, 166)

„*Ob er wisse, woher der Vater sein kurzes Bein habe, fragte ich Bertram am Abend.* ‚Nä‘, knurrte der und warf sich im Bett herum.“ (Hahn 2009, 169)

○ *Studium*

Als H. zum ersten mal an die Universität fährt, schildert sie ihre

Wahrnehmung des Vaters so:

„*Wie klein er aussah, schwächlich, verbraucht; abgetragen wie seine Anzugjacke über dem Blauemann. War das der Mann, vor dem ich einmal gezittert hatte?*“ (Hahn 2009, 380)

Zunächst lässt sich nicht entscheiden, ob in dieser Fremdthematisierung mehr Mitleid oder mehr Triumph mitschwingt. Es lässt sich aber m.E. auf Mitleid schließen angesichts der bald folgenden Textstelle:

„*Der Vater war nicht mehr der Alte. [...]*
Die Schwäche des Vaters stärkte die beiden Frauen. [Mutter und Großmutter, K.H.] Ich hatte daran keine Freude. [...]
Bevor der Vater zu kränkeln anfing, hatte die Mutter, sobald er hereinkam, das Radio abgedreht, nachdem er einmal so heftig die Aus-Taste gedrückt hatte, dass der kleine Apparat beinah vom Brettchen gekippt wäre.
Jetzt zuckte sie nur die Schultern und blieb sitzen. Ich sprang auf und schaltete ab. [...]
Warum soll dat Kenk nit no Kölle trecke? Wenn et dat bezahle kann. Los mesch en Ruh. Isch ben möd.“ (Hahn 2009, 440f)

Man darf annehmen, dass die Müdigkeit des Vaters keine plötzlich auftretende Alterserscheinung ist, sondern auf einen latenten Persönlichkeitszug, ein Stück Lebensgeschichte verweist, da diese Phrase schon mehrmals zuvor auftauchte, also ein durchgehendes Thema zu sein scheint, das die Autorin dezent einarbeitet.

Die Sympathie des Lesers wird deutlich auf den Vater gelenkt durch dessen erstmalige (und in den vorliegenden Romanen einmalige) ausführliche Selbstthematisierung bei einem Spaziergang mit H., als er aus seiner harten Kindheit berichtet. Die Szene wird von H.'s gleichzeitiger Innensicht begleitet:

„Der Vater lächelte. Ja, wirklich, seine Mundwinkel bogen sich nach oben. [...] Ich schaute weg, als hätte ich eine unanständige Blöße entdeckt. Dieses Lächeln war nicht für mich bestimmt. Es ging mich nichts an. Ich wollte nicht, dass mich ein Lächeln des Vaters, ein lächelnder Vater anging. [...] Ich wollte den wehrlosen, schwachen so wenig wie den jähzornigen, starken Vater. Dieser war mir am Ende noch lieber als der hier neben mir auf der Bank. [...] Er war mir fremd, beinah so unheimlich wie der kleine Josef im Mist. Der Vater war doch einer, gegen den ich kämpfen musste. Der mich bestenfalls übersah. [...] Matt, müde, kleiner geworden schien der Vater, wie er mit hängenden Schultern zu mir heraufstapfte [...] Ich rieb mir das Bild des Vaters aus den Augen, öffnete sie und sah über ihn hinweg.“ (Hahn 2009, 448, 450, 459f, 461)

Das Besondere an dieser Szene ist, dass nicht der Vater als derjenige dargestellt wird, der Verständigung und Nähe verhindert, sondern die Heldin selbst, in ihrer Rolle und ihren Erfahrungen gefangen:

„Zu sonderbar schien mir dieses Sichverstehen und Verständigen, jenseits der gesprochenen Worte, ich ahnte, dass ich mich hätte geborgen fühlen können, wenn... Wenn nicht so vieles vorher geschehen wäre, das erst ausgesprochen werden musste.“ (Hahn 2009, 444)

H. selber begründet das für sich zwar mit der erlebten Vergewaltigung und der daraus folgenden Abspaltung von Gefühlen und Empfindsamkeit, der „Kapsel“:

„Ich brauchte Zeit, meinen Teil an mich zu nehmen, sollten die Worte des Vaters sich nicht für immer in gelehrter Rhetorik verpuppen. Irgendwann würden sie schlüpfen, schmetterlingsleicht, so, wie meine Kapsel aufbrechen würde für das verbotene Wort, und unser beider Schmerz würde sich in Liebe verwandeln, in einer Welt, in der wir gemeinsam essen und trinken, Feste feiern und Pläne schmieden würden. Irgendwann....“ (Hahn 2009, 453)

Andererseits war aber gerade das gestörte Verhältnis zu den Eltern und insbesondere dem Vater der Grund dafür, warum H. sich nicht mitteilte und es zu dieser folgenschweren Verdrängung kommen konnte (siehe A3). Der zweite Roman endet also gewissermaßen damit zu zeigen, wie weit die Verstrickungen gehen. Es löst sich etwas, aber es ist nichts gelöst. Auch nicht angesichts der Tatsache, dass sich H. dank des väterlichen Geldes die Zähne richten lassen kann und das offene Lächeln lernt.

3.4 Autobiografie und Authentizität bei Ulla Hahn

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Autorin gezielt literarische Stilmittel einsetzt, damit der Leser Empathie sowohl für die Heldin als auch (zunehmend) für den Vater entwickeln kann. Sie variiert das Erzähltempo, wechselt zwischen Selbst- und Fremdthematisierung, gestaltet die dafür verwendete Wortwahl und verarbeitet Begleitmotive, die die Romane wie in roter Faden durchziehen. Es lässt sich dabei eine dramaturgische Linie erkennen: Die Häufung gewisser Situationstypen (z.B. Gewalterfahrung vs. Annäherung) verändert sich nachweislich im Verlauf der beiden Romane.

Angesichts eines so bewusst gestalteten literarischen Textes stellt sich die Frage nach dem Verhältnis zur Autobiografik:

Wie sind die beiden Romane Ulla Hahns im Kanon autobiografischer Texte einzuordnen?

Holdenried (2000) bezeichnet „die Entwicklung hin zur Fiktionalisierung“ als ein Strukturmerkmal moderner Autobiografik (17). In diesem Sinne sind die hier besprochenen Romane Hahns durchaus modern, denn die Autorin macht keinen Hehl daraus, dass die Vermischung von Fiktion und Wirklichkeit tatsächlich beabsichtigt ist. Sie habe trotz der Tatsache, dass sie eigene Erlebnisse verarbeitet hat, „weit weg vom Autobiografischen“ gewollt (Hage 2001).⁴

Dass die Autorin Fiktives in die Romanen einfließen lässt, hat zum einen eine private Schutzfunktion zugunsten des authentischen Materials:

„Erst vor dem Hintergrund des Erfundenen konnte ich aussprechen, was mir damals widerfahren ist.“ (Pluwatsch 2001)

Zum anderen erlauben ihr aber gerade die fiktionalen Anteile, der Wirklichkeit näher zu kommen und „erfundene Wahrheit“ (Meyer-Grolman 2001) zu Papier zu bringen:

„Eine Autobiografie hätte mich beim Schreiben zu sehr festgelegt. Es tauchten Figuren und Bilder auf, die mich selbst überraschten, die in gewisser Weise wirklicher waren als alles, was passiert ist.“ (Hage 2001)

⁴ Hahn verwendet die Bezeichnung „Autobiografisches“ hier offensichtlich sehr eng im Sinne von Dokumentation oder Memoiren. Die Definition, an die ich mich anlehne, ist aber eine andere. „Autobiographie ist keine Dokumentation, sondern erinnernde Neuschöpfung.“ (Picard 1978, 67; zitiert nach Holdenried 2000, 41)

Das, „was passiert ist“, bezieht sich nicht nur auf die Person der Autorin selbst, sondern auch auf den historischen Hintergrund der Erzählhandlung, nämlich die 50er und 60er Jahre in der Bundesrepublik Deutschland, insbesondere im Kölner Raum. Es werden soziale Milieus und der damalige Zeitgeist so gebündelt beschrieben, dass es einer Dramaturgie bedarf, einer literarischen Verarbeitung, die nicht die gleiche sein kann wie die bloße Abbildung historischer Fakten.

Dass auch die Schilderung des Verhältnisses zum Vater dramaturgisch aufbereitet ist, wurde weiter oben gezeigt anhand des gezielten Einsatzes literarischer Stilmittel und der leitmotivartigen Verarbeitung gewisser Objekte (z.B. Stöckchen, Zahnspange), die gleichsam repräsentativen, fast symbolischen Charakter bekommen.

Darüber hinaus erfährt man in Interviews mit der Autorin, dass sie für die Charakterisierung der Vaterfigur auch zur reinen Fiktion griff:

„*Ach, [...], die liebevollen Sachen sind nur erfunden.*“ (Gätjen 2001)

Dahinter stehen aktuelle Wertungen aus der distanzierten Perspektive der Person, die die Autorin heute ist:

„*Ich habe ein unglaubliches Mitleid mit diesem Mann, dem das Leben so wenig Chancen gegeben hat. Er saß doch in der Falle.*“ (Kunkel 2001)

Dem Leser der Romane ist es unmöglich, zwischen dem (zweifelloso vorhandenen) authentischen und fiktiven Material zu unterscheiden. Aber es ist auch nicht notwendig, denn die Autorin bietet den „autobiographischen Pakt“ (Lejeune 1975; zitiert nach Holdenried 2000, 42) nicht an, weder in ihren Äußerungen in den Medien, in denen sie sich von der Bezeichnung der Hilla-Romane als Autobiografie im engeren Sinne distanziert, noch in den Romanen selbst: Die Heldin selbst hat einen anderen Namen, die weiteren Figuren und Orte sind mehr oder minder verschlüsselt.

Interessant ist, dass Ulla Hahn diese Problematik (das Verhältnis von Wahrheit und Fiktion, „Lügen“ und „Erfundenem“) eingebettet in die Romanhandlung an einigen Stellen selbst aufgreift und der Romanheldin in den Mund legt, am deutlichsten in „Aufbruch“:

„Allein durch Aussprechen wurde etwas nie Geschehenes wirklich und wahr. Gelogen? So wäre denn alles Erzählen Lügen? Nein, nur, wenn man behauptete, das Erzählte sei wirklich geschehen. Erzählen, das war Wirklichkeit-als-ob. Wirklichkeit-als-ob veredeln zu: So ist es, so ist es gewesen. Erzählen und Lügen liegen nah beieinander, nur durch einen Pakt zwischen Zuhörer und Erzähler voneinander geschieden. Das machte ich mir zunutze. Erzähl mal, wie's war. Und ob ich erzählte.“ (Hahn 2009, 203)

Es geht ihr um die narrative, nicht um die historische Wahrheit.

4 SCHLUSSBEMERKUNG

Mit der Literarisierung authentischer Lebenserfahrung bewegt sich Ulla Hahn im Strom innovativer Autobiografik, wie sie seit den 70er Jahren in Deutschland zu beobachten ist (Holdenried 2000, 257). Ein anderes Strukturmerkmal moderner Autobiografik trifft hingegen auf ihre Romane nicht zu, nämlich die „dissoziierte Chronologie und vitale Zeitordnung“ (ebd. 46). Mit der linearen Abfolge von Lebensereignissen folgt Hahn einer traditionellen Erzählweise.

Deren Vorteil liegt darin, dass sich dadurch eine direktere Identifizierung des Lesers mit der Heldin herbeiführen lässt, durch die er auch leichter die sich entwickelnde Empathie H.'s für ihren Vater mit vollzieht.

Darüber hinaus bietet es aber auch die Möglichkeit, mehr darzustellen als nur den Umgang der Verfasserin mit sich selbst. „Das verborgene Wort“ und „Aufbruch“ sind nicht nur psychologische Innenschau, sondern auch Entwicklungsroman, Bildungsroman, Ausbildungsroman und damit letztlich auch Berufsbiografie, eine Gattung, die eigentlich für weibliche Autoren untypisch ist (ebd. 69). Die Romanheldin Hildegard Palm entwickelt ihr positives Verhältnis zu Worten und Sprache im Konflikt und in Abgrenzung zu ihrem familiären Umfeld, auch und gerade in konfliktbeladenen bzw. gewaltsamen Situation. Sie findet dadurch eine Identität, die sie am Ende von „Aufbruch“ Studentin der Germanistik werden lässt und die sich in der Identität der Autorin spiegelt. H. kann als positive Antwort auf die tragische Figur des Vaters verstanden werden im Sinne des Sprichwortes: ‚Was uns nicht umbringt, bringt uns weiter.‘

Literaturverzeichnis

Monographien:

- Frank, Niklas (1987): *Mein Vater: Eine Abrechnung*. C. Bertelsmann, München.
- Goll, Claire: (1976): *Ich verzeihe keinem. Eine literarische Chronique scandaleuse unserer Zeit*. Bern/München.
- Hahn, Ulla (2009): *Aufbruch*. Roman. DVA München, 4. Aufl. 2009.
- Hahn, Ulla (2001): *Das verborgene Wort*. Roman. dtv München, 5. Aufl. 2009.
- Holdenried, Michaela (2000): *Autobiographie*. Reclam, Stuttgart.
- Lejeune, Philippe (1975): *Le pacte autobiographique*. Paris.
- Picard, Hans Rudolf (1978): *Autobiographie im zeitgenössischen Frankreich. Existentielle Reflexion und literarische Gestaltung*. München.
- Vesper, Bernward (1977): *Die Reise*. Roman. Frankfurt/Main.

Rezensionen:

- Britsch, Eckhard: *Den kleinen Leuten ein Denkmal gesetzt*. In: Neue Westfälische Zeitung, 25.10.2001.
- Florin, Christiane: *Lernen ist Leben*. In: Rheinischer Merkur Nr. 37, 10.09.2009.
- Gätjen, Heike: *Eine widerborstige Seele*. In: Hamburger Abendblatt, 27.10.2001.
- Hage, Volker: *Das Intimste formulieren*. In: Der Spiegel. Nr. 34, 20.08.2001.
- Kunkel, Susanne: „*Bücher sind doch keine Lottotipps*“. In: Welt am Sonntag, 19.08.2001.
- Meyer-Grolman, Burkhard: *Was der Kieselstein erzählt*. In: Südwest Presse, 09.10.2001.
- Pluwatsch, Petra: *Kindheit im Rheinland*. In: Kölner Stadtanzeiger, 25.08.2001.
- Schröder, Lothar: *Die Welt im Kieselstein*. In: Rheinische Post (Düsseldorf), 07.06.2001.
- von Festenberg, Nikolaus: *Ich lebe dann woanders*. In: Der Spiegel. Nr. 39, 21.09.2009.